

Volkstimme

Sozialdemokratisches Organ für Magdeburg und Umgegend.

Die Volkstimme erscheint täglich abends mit Ausnahme der Sonn- und Festtage mit dem Datum des folgenden Tages — Verantwortliche Redakteur (mit Ausnahme der Beilage Die Neue Welt): Richard Rittich, Magdeburg. Verantwortlich für Inserate: August Hablan, Magdeburg. Verlag von Oskar Harbort, Magdeburg. Druck von Franz Kretzger, Magdeburg. Geschäftsstelle: Jakobstraße 49, Fernsprecher 1587. Redaktion: Nr. Mühlstraße 3, Fernsprecher 981.

Abonnementpreis: Vierteljahr (inkl. Frangobahn) 2 Mk. 25 Pf., monatlich 80 Pf. Bez. Frau band in Deutschland monatl. 1 Exempl. 1.70 Mk., 2 Exempl. 2.90 Mk. In der Expedition und den Ausgabestellen vierteljährlich 2 Mk., monatl. 70 Pf. Bei den Postanstalten 2.50 exkl. Postgeb. Einzelne Nummern separat. der Monatsbeilage, sowie der Sonntagbeilage Die Neue Welt) 10 Pf. Anfertigungsgebühr die fünfzehntägige Beilage 15 Pf. Wochensatzbeilage Nr. 1928

Nr. 284.

Magdeburg, Donnerstag, den 6. Dezember 1900.

II. Jahrgang.

Die heutige Nummer umfasst 8 Seiten.

Von der Kohlennot.

Die Kohlennot ist am Montag im Reichstag in Folge der Interpellation des Centrums besprochen worden. Die Debatte wird am Donnerstag fortgesetzt. Dann wird auch unser Fraktionsredner Genosse Sachse zu Wort kommen. Die Kohlennot hat bereits eine ganze Litteratur zu Tage gefördert. Es geht eben diesmal nicht bloß die Arbeiter an. Das Publikum im weitesten Umfange, also die gesamte kleine und mittlere Bourgeoisie ist an der Verbilligung des wichtigsten Feuerungsmaterials interessiert. Noch mehr, die industrielle Entwicklung wird gehemmt, die Industrie wird zur Handelskrisis angetrieben. „Die Interessen der Industrie leiden“ — dieses Wort, das so schwer wiegt, wenn es sich um Arbeiterforderungen handelt, mit dem man den kapitalistischen Kindermord und die Ausbeutung schwächerer Frauen rechtfertigt, diesmal wird es an allen Ecken gerufen und doch verhallt es ergebnislos. Denn eine kleine, aber mächtige Kapitalistenklippe stemmt sich dagegen. Der Wille dieses kleinen Häufchens würde freilich gegenüber dem Willen des Volkes wie ein winziges Splittchen in die Waagschale fallen, hätte er nicht gestützt im Grundgesetz der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, im Privateigentum. Wie Schylock bestehen die Kohlenwucherer auf ihrem Schein, sie fordern ihr Recht. „Bei unserer heiligen Sabbath schwor ich es — zu fordern, was nach meinem Sinn mir zusteht. — Wenn ihr es weigert, thut's, auf die Gefahr — der Freiheit und Gerechtigkeit unserer Stadt!“ Ja, in Wirklichkeit haben die Kohlenwucherer nicht einmal den freien Willen, zu fordern oder zu vergeben, wie ihn Schylock hatte. Denn hinter ihnen steht die Börse als Antreiber. Die Börse aber ist niemand im besonderen und die Bourgeoisie allzusammen. Das Kapital hat sich in sich selbst versangen. Der Hauptantrieb der kapitalistischen Produktion, der Profit, wird zum Haupthindernis ihrer Entwicklung. Mit demselben Recht, mit welchem die Kapitalisten die Arbeiter ausbeuten, werden sie von einigen Kapitalistenmagnaten ausgebeutet. Die freie Konkurrenz führt zum Monopol. Das Privateigentum, der Grundpfeiler der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, macht seine eigene Aufhebung zur Grundbedingung des Gedeihens der Gesellschaft.

Ohne einen tiefen Schnitt in das Privateigentum an den Produktionsmitteln läßt sich dem Kohlenwucher nicht entgegenwirken, das sehen auch die zahnstumpfen Sozialreformer ein. Aber wie? In Oesterreich ist der Vorschlag aufgetaucht einer gesetzlichen Preisnormierung für Kohle. Es sollen Maximalpreise für Kohle festgesetzt werden. Das ist der umgekehrte Antrag Panitz. Die erste Folge dieser Maßregel würde sein die Zurückhaltung der ausländischen Konkurrenz; wenn man im Inlande einen Preis festsetzt, darf offenbar auch ausländische Kohle zu keinem billigeren Preis in das Land kommen. Die zweite Folge wäre eine noch innigere Kartellierung der inländischen Kohlenbergwerke. Die dritte — eine noch stärkere Zurückhaltung der Entwicklung der Kohlenausbeute. Folglich würde das Gesetz die preisstreibende Tendenz nur noch eminent stärken, es würde auf seine eigene Pinfälligkeit hinarbeiten. Man kann die Kohlenkonkurrenz nicht beseitigen, ohne zugleich den Kohlenmangel — Mangel selbstverständlich nur auf dem Markt — aus der Welt geschaffen zu haben. Der Maximalpreis würde aber den Kohlenmangel noch steigern. Deshalb wäre der Protest gegen den Kohlentarif ebenso allgemein, wie gegen den Kohlenwucher. Um den Tarif durchzuführen, müßte man nicht nur die Händler und Produzenten, sondern auch die Käufer, die einen höheren Preis bezahlen, mit Strafen belegen. Sonst würde dieselbe wirtschaftliche Notlage, die jetzt die hohen Kohlenpreise bezahlen läßt, die Konsumenten dazu treiben, teurere Kohle aus dem Ausland zu beziehen. Wäre das möglich, so würde sich bald ein Verkehr mit ausländischer Kohle über die Grenze entwickeln — vom Schmuggel schon nicht zu reden. Der gesetzliche Kohlenpreis würde den Kohlenwucher ebensowenig beseitigen können, wie der gesetzliche Zinsfuß dem Geldwucher je hat Gehalt thun können. An vielen Orten hatten die städtischen Gemeinden die Kohlentenerung Stellung zu nehmen. Wenn auch die Gemeinde gewiß mancherlei leisten kann, um der armen Bevölkerung den Notstand weniger fühlbar zu machen, die aus den kapitalistischen Produktionsverhältnissen, also aus der Bergwerksrente, sich ergebende Steigerung der Kohlenpreise kann sie nicht aufhalten. Die kommunale Sozialpolitik versagt bei der Heizungsfrage, wie sie bei der Wohnungsfrage und bei der Brotfrage versagt; sie kann nur lindern, nicht helfen.

Es bleibt nichts übrig, als der Eingriff des Staats in die Produktion. Darauf führt nicht etwa die Phantasie, der Wunsch, möglichst revolutionär vor-

zugehen, nein, die nackte Macht der Thatfachen. Man mag die Dinge noch so nüchtern betrachten, die Entwicklung der Dinge auf dem Kohlenmarkt zwingt diese Schlussfolgerung auf. Das war freilich 1847, als das „kommunistische Manifest“ die allgemeine Forderung der Verstaatlichung des Grundeigentums, also auch der Bergwerke, aufstellte, anders. Damals gehörte die größte Gedankenlosigkeit, die schärfste kritische Einsicht in die kapitalistischen Verhältnisse dazu, um eine derartige Einschränkung des kapitalistischen Privateigentums vorzuschlagen. Es ist die Entwicklung der kapitalistischen Produktion in diesen fünfzig Jahren, welche die Schäden offen zu Tage legte, die vorher nur der philosophische Scharfsinn und die revolutionäre Kritik der großen Sozialisten zu erkennen vermochten. Diese Produktionsentwicklung hat die Gegensätze großgezogen und die Verhältnisse vereinfacht. Sie hat, wie es der Sozialismus vorausgesehen, revolutionär gewirkt. Währendem wir selbst uns noch darüber herumstreiten, ob die kapitalistische Produktion „reif“ sei für die Vergesellschaftung, wird im wichtigsten kapitalistischen Produktionszweig — denn Kohle ist das Brot der Industrie — ohne unser Zutun die Frage der „Expropriation der Expropriateure“ zur Tagesfrage!

Aber es ist nicht einmal mehr das erste Mal, daß diese Frage aktuell wird. Die Frage der Verstaatlichung der Kohlenbergwerke kehrt regelmäßig in kurzen Zwischenräumen wieder und wird von Fall zu Fall dringender. Es sind zwei verschiedene wirtschaftliche Momente, die sie abwechselungsweise in den Vordergrund des öffentlichen Interesses drängen. Erstens, der heranrückende Kulminationspunkt des industriellen Aufschwungs. Da sind es, wie gerade in diesem Augenblick, die hohen Kohlenpreise, welche die ganze Gesellschaft in Gegensatz zu den Kohlenbergwerken bezw. den respektiven Aktienbesitzern bringen. Die Verstaatlichung erscheint als das einzige Mittel, dem Kohlenwucher entgegen zu wirken. Zweitens, die absteigende Konjunktur mit ihren sinkenden Kohlenpreisen. Diesmal sind es die Besitzer der Grubenaktien, welche sich nach der Verstaatlichung sehnen als dem einzigen Mittel, um das Vermögen vor dem Kurssturz zu retten. Wir hatten das in Deutschland, als nach dem Aufschwung Ende der 80er Jahre die geschäftliche Verflaumung und mit ihr die Kohlenkrise eintrat. Auch für die Bergarbeiter, die infolge der Verstaatlichung gefallener Preise werden und überhaupt sich Lohnreduktionen gefallen lassen müssen, wird dann die Frage der Verstaatlichung akut. Ein solcher Zustand wird auch nach dem jetzigen Aufschwung sich sicher einstellen. Wenn also hornierte Unternehmerorgane wie die Berliner Neuesten Nachrichten in diesem Moment noch die Idee der Verstaatlichung der Kohlenbergwerke als sozialdemokratische Umsturzthat von sich zurückweisen, so dürfen wir uns dadurch nicht beirren lassen. Mit dem Wechsel der Wertschätzung wird auch dieser Moment des Geldsacks seine Ueberzeugung ändern.

Jedoch Verstaatlichung allein besagt nur, daß es sich um Einschränkung der Privatindustrie handelt. Verstaatlichungen kennt auch der russische Absolutismus. Es kommt sehr darauf an, wie der Staat aussieht, der die Verstaatlichung unternimmt, und auf welche Weise er es macht. Die soziale Tendenz zur Verstaatlichung der Kohlenbergwerke ist gewiß revolutionär — damit ist aber noch nicht gesagt, daß z. B. ein preussisches Staatsmonopol des Kohlenbaues revolutionär wirken würde. Wenn wir die Staatsmacht hätten, würden wir nicht lange zögern, — aber eine Verstaatlichung im kapitalistischen Staat, dessen ganze Macht sich gegen uns kehrt, das will genau untersucht und reiflich erwogen werden. Parvus.

Politische Uebersicht.

Hunnisches.

Es wäre verfehlt anzunehmen, daß nur deutsche Soldaten in China wie Hunnen gehaust haben. Auch aus anderen Ländern liegen Dokumente dafür vor, daß die Deutschen und Russen gute Lehrmeister gewesen sind. Als Beweis dafür wollen wir heute den Brief eines französischen Offiziers anführen, den dieser Tage die Pariser Aurore veröffentlicht hat. Der Offizier schildert zuerst die entsetzliche Zerstörung, die er auf seinem Marsche nach Peking gesehen hat. Am schrecklichsten sah es in Lungchin aus, einer großen, reichen Stadt, dreißig Kilometer vor Peking. Er schreibt:

Als wir angekommen sind, standen noch ziemlich viel Häuser, aber sie waren augenscheinlich in brutaler Weise ausgeplündert. Um zu dem Inhalt einer Schublade zu kommen, hatte man das Möbel zerbrochen und die Möbel sind hübsch hier. Was man nicht fortbringen konnte, hatte man zerklüftet. Nachdem die Kompanien einquartiert waren, hatte man den Leuten zum erstenmal Erlaubnis gegeben, auszugehen. Für sie bedeutete das die Erlaubnis, zu plündern und die Schlimmsten in Ordnung zu bringen zu verüben. Man hatte diese Wilden, die gar nicht erobert hatten, nicht das kleinste Dorf, die nicht einen Quadratzentimeter ihrer Haut zu wagen hatten, mit einer

Wut plündern und verwüsten sehen, als ob die Häute ihrer Kameraden getötet worden wäre. Ich weiß, sie hatten böse Beispiele vor Augen. Die Amerikaner, die Engländer, die Russen, die Japaner, die auch in Lungchin einquartiert waren, stecken alles an. Ich bin am Nachmittag ausgegangen und habe böse Dinge gesehen. Zunächst lagen in fast allen Häusern Leichen, die einen im Hofe, andere im Hinterhof, einige hatte man Zeit gehabt in Särgen zu legen, die die Chinesen immer im Hause haben und die durch den Geruch sich ankündigen. In ein Haus — es war ein Vorbel, glaube ich — ging ich mit einer Ordnung hinein. Auf dem Fußboden lag die Leiche eines jungen Mannes von 16 bis 18 Jahren. Auf dem Bett lag irgend etwas, das man mit einer Matte bedeckt hatte. Es waren sieben Frauen und Kinder. Sie hatten nicht Krieg geführt, diese toten Frauen. Und alle die Chinesen, die tot in den Häusern lagen, ebensowenig. Die Stadt hatte sich ohne Widerstand ergeben. Als ich alle diese Schreden sah, die zerstörten, leichengefüllten Häuser, die zerbrochenen Scheiben, die zerklüfteten Wände und Möbel, die Silber und Kleidungsstücke, das Geschirre und alles das, was man mit Füßen zerstampft hatte, dachte ich, daß der Anteil an diesen Exzessen, der den Franzosen zuzurechnen sei, nicht sehr groß sein würde, selbst nicht im Verhältnis zu ihrer Zahl. Ich glaube es immer noch, denn die Franzosen schienen gewöhnlich nicht zum Vergnügen auf Unwasserte, während die Russen, Amerikaner und Japaner es mit schändlicher Kaltblütigkeit thun. Aber wenn wir Franzosen im allgemeinen ein weiches Herz haben, als die anderen, so wird diese Regel leider durch einige Ausnahmen bestätigt. Hier eine Geschichte, die es beweist. In Lungchin gingen zwei Marine-Anstalten von unserem Bataillon in ein Haus. Sie fanden dort zwei chinesische Frauen mit zwei Kindern. Sie wollten die Frauen vergewaltigen, aber diese wehrten sich hartnäckig. Die Soldaten sahen ein, daß sie nicht zum Ziele kamen und nun zwangen sie die Frauen, von einem Gift zu nehmen, das sie wahrscheinlich in einer benachbarten Apotheke gestohlen hatten. Sie vergifteten gleicherweise die Kinder. Und als das Gift auf die Frauen genügend gewirkt hatte, so daß sie keinen weiteren Widerstand leisten konnten, haben die Soldaten in das Haus. Eine der Frauen konnte sich noch bewegen. Sie hat ihn durch Gesten begrifflich gemacht, was vorgefallen war. Der Koch hat es mir sogleich gemeldet. Ich habe sofort nachgesehen. Die Frauen waren tot. Sie waren noch warm; die Gesichter und die Hände waren schwarzblau mit marmorähnlichen Flecken. Unter den Augenlidern und im Munde saßen schon Fliegen. Die Kinder waren kalt. Wenn ich gewußt hätte, wer die beiden Schweine waren, die das Gift haben, ich würde ihnen eine Kugel durch den Kopf gejagt haben ohne jeden weiteren Prozeß.

Noch weit schlimmer haben die Russen gehaust. Es kommen jetzt Meldungen über die Greuel von Blagowestschensk, über die wir früher schon kurz berichtet haben. Die neuerlichen Mitteilungen über diese Vorgänge, die jetzt in der Londoner Westminster Gazette ein belgischer Journalist Charles Pythart macht, der aus der Mondscheurei zurückgekehrt ist, sind indes so haarsträubender Natur, daß sie in der Geschichte menschlicher Schreckensfälle ihresgleichen suchen.

Pythart schildert, wie nach dem Beginn der Unruhen sämtliche chinesische Einwohner der Stadt, an die 6000, aufgegriffen wurden. Und diese Arbeit wurde so gewissenhaft vollführt, daß augenblicklich in Blagowestschensk nur noch 54 lebende Chinesen sind. Als die Jagd beendet war, wurden die Gefangenen in Trupps abgeteilt und 6 Werk von der Stadt geführt. Die Kosaken trugen nicht einmal ihre Flinten. Sie nahmen nur ihre kleinen Handbeile mit. Einer nach dem anderen wurden die Chinesen entkleidet und in Gruppen zu drei oder vier mit den langen Böden zusammengebunden. Dann stürzte man sie in den Fluß; Männer, Frauen, Kinder und Greise erlitten dasselbe Schicksal; nicht ein Leben wurde gerettet. Der Anzug bot ein größliches Schauspiel. Nicht alle Opfer waren sogleich tot. Einigen gelang es, ans Ufer zu kommen und die Kosaken mußten sie mit Weilichen zurücktreiben. Vier Tage später fiel der Fluß und die zusammengebundenen Leichen schwammen langsam, wie eine schwimmende Insel, den Strom hinab. . . . Was ich drei Tage später gesehen habe, ist noch schrecklicher, als das zu Blagowestschensk 2000 Menschen hat man zu Wozgo ertränkt, 2000 zu Nabe (?) 3000 in dem „violen Thal“ und 5000 zu Blagowestschensk, im ganzen 12 000 Leichen, die den Fluß hinuntertrieben und unter denen sich Tausende von Frauen und kleinen Kindern befanden. Die letzten Wochen ist die Schiffsahrt fast unmöglich geworden. Die Boote stießen jede Minute an Leichen. Die beiden Ufer waren mit Toten bedeckt. Und auf dem Wasserspiegel schwammen Gruppen von 5, 6 und 7 Leichen.

In der Budgetkommission des Reichstags, die am Dienstag ihre Beratung der Chinavorgänge aufgenommen hat, wurden auch die deutschen Hunnenthaten von unseren Vertretern wieder erwähnt. Ueber diesen Teil der Verhandlungen geben wir folgenden Bericht: Die sozialdemokratischen Mitglieder der Kommission bemühten sich um die Klarstellung einiger Vorkommnisse des Chinafeldzugs, die in der Öffentlichkeit aufsehen und größte Erregung verursacht hatten. Singer behandelte die Frage der Truppenverpflegung, Bebel die auffälligen Neubestellungen von Winterkleidung grauer Farbe, die auf die Absicht der Schaffung einer Kolonialarmee zu deuten scheinen. Der Kriegsminister suchte Webers eindringliche Befragung mit der Wendung zu entkräften: Solche Konsequenzen sind zunächst nicht zu ziehen! Zunächst! Noch tadellos zeigte sich der Kriegsminister, als Bebel ihm das Verbot der Soldatenbriefe

Dr. Brauschw. Stückkohle

Bestellungen nehmen an Restaurateur Schlege, zur guten Quelle, Sudbg., Michaelstraße 39, und Aug. Heinicke, Restaurateur, Budau, Wienerstr. 4. Ed. Klein, Cracau, Gartenstr. 24

2 Gebett rote Betten 3187
ist billig zu verk. Bahnhofstr. 49a
Verk. r., Eingang Blumenhofstr.

Achtung Verleben!
Hiermit empfehle ich den Genossen und Genossinnen hochfeine **König-Kuchen** zum Weihnachtsfest. Geben auf 1 Mark 55 Pfg. Rabatt. 3293

Fr. Sperreuter
Gottfr. Köpkes Nachfolg.

Mähmaschine
fast neu, Ringstichschneid und Nova, billig zu verkaufen. Kreuzgangstr. 7, 1.

Gänse
Gänse, zerlegt
Gänse-Rümpfe
Gänseklein
Gänseleber
Gänseflomen
Gänsehälften.
täglich frisch
3385 bei

Moritz Weinberg
Himmelfahrtstr. 12.

Christbaum-Konfekt
reizende Neuheiten, nur genießbare Ware, 1 Kiste Inhalt ca. 420 Stück 2 Mk. 50 Pf., 1 Kiste Inhalt ca. 270 große Stücke 3 Mk. incl. Kiste u. Verpackung verl. geg. Nachn. Siegfried Brod, Berlin, Gollnowstr. 11.

Billig! Billig!
50
Bettstellen mit Matratzen
werden einzeln mit einer Anzahlung von **Mk. 5.00** und wöchentlich **Abzahlung** von **1.00** Mark an abgegeben.

S. Osswald
Ulrichstraße 14
1. Etage
gegenüber der Ulrichskirche.

Krankenkasse „Merkur“, E. H.
genügt jedem Arbeitgeber u. Arbeitnehmer. Freie Arztwahl. I. Verzeichnis. Die Familie hat bei mißlichem Beitrag ärztliche Hilfe. Bureau: Notefredstr. 22. Vertreter in Burg: D. Hilbert, Bürgermarktstr. 9; Neuhofenleben: S. Reinte, Magdebgstr. 38.

Zahnschmerz hohler Zähne
beseitigt sicher sofort
„Kropp's Zahnwatte“ (20%)
Carvacrolwatte) à Fl. 50 Pfg.
nur echt Dr. Otto Krause, Gust. Hubert, Jakobstr. 16, A. Hauber Nohl, Buckau, Schönebeckerstr. 103.
Alb. Thienecke, Buckau, Grusonstrasse 6, Walter Grabe, Burg.

August Schumm
Eudenburg 3332
Braunschweigertstr. 19

Küchengerät des Lehrereinnens- und Damenheims
Breitweg 52, 1 Treppe.
Donnerstag: Käsegrühwunde, Kalbsbraten und Kartoffelsalat.
Freitag: Legierte Suppe, Braunkohl, Bratwurst und Bratartoffeln.
Sonntag: Hühnersuppe, Rindfleisch und Bechamel-Kartoffeln.

Küchengerät der Magdeburger Volkstüchen
Hauptwache 5 und Neustadt, Schmidstraße 61.
Donnerstag: Erbjenisuppe m. Nippenspeck.

Große und Kinder-Vollstüchenmatten sind für Vereine und Gesellschaften zur wecklichen Unterbringung für Notleidende von 12-2 Uhr in den Volkstüchen: Hauptwache Nr. 5 und Neustadt Schmidstraße 61 zu haben.

Burg. 3068 **Burg.**
Donnerstag:
Frische Wurst
Karl Jesse,
Burg, Holzstraße 2

Im Interesse prompter Bedienung bitte ich meine geehrte Kundschaft, die Einkäufe möglichst **vormittags** bewerkstelligen zu wollen.

Der Eingang zum Geschäftslokal befindet sich wie bisher Ecke Kaiser- und Viktoriastraße, die Kasse, Paket-Ausgabe und **Ausgang** dagegen im hinteren Teil des Lokals nach der **Viktoriastraße** zu.

Umtausch findet nur vormittags statt.
H. Lublin.

Linoleum
kaufe man nur im
Spezial-Geschäft!

Man hat dann die sicherste Gewähr dafür, gut und billig zu kaufen und sachgemäß bedient zu werden. Ich biete in Linoleum eine unglaublich große Auswahl:
Linoleum-Läufer in reizenden Mustern.
Linoleum-Teppiche in prachtv. Blumenmustern.
Linoleum zum Auslegen ganzer Zimmer.
Linoleum-Reste zu ermäßigten Preisen.

Hugo Nehab
Linoleum-Spezial-Geschäft
2 Johannisbergstr. 2, am Alten Markt.

Wie wiederkehrender Gelegenheitskauf.

Kaufte wegen Aufgabe des Geschäftes ein
grosses Herren-Garderobe-Lager
und um dasselbe schnell zu räumen, verkaufe zu
noch nie dagewesenen Preisen.

- | | | |
|--------------------------------------|------------|--|
| Knaben-Anzüge | v. 1.50 an | Arbeiter-Garderobe
sehr billig.
Nur so lange der Vorrat reicht. |
| Knaben-Winter-Mäntel | v. 2.50 an | |
| Knaben-Winter-Heberzieher | v. 3.50 an | |
| Herren-Buckskin-Anzüge | v. 9.00 an | |
| Herren-Winter-Heberzieher | v. 8.00 an | |
| Herren-Kaiser- u. Fodenmäntel | 8.00 an | |
| Herren-Buckskin-Hosen | v. 3.00 an | |

L. Kramer.

Hohepfortestr. 50

Beliebte Cigarren
Geschenke Cigaretten
in allen Preislagen empfiehlt 3276
für **Carl Ed. Voigtländer**
20 Breiteweg 20
1. Etage. Café Peters. 1. Etage.

Ernst Herrmann, Gastwirt
Neustadt, Hohestr. 4
empfiehlt seine freundlich eingerichteten Lokalitäten angelegentlichst.
3378
Vereinsszimmer, ca. 70 Personen fassend, noch einige Abende frei
Ergebnis D. C.

Sudenburger „Liederkränz“.
Unseren Mitgliedern zur Nachricht, daß unsere **Weihnachts-Feier** nun **doch** in **Wogeners Gesellschaftshaus** stattfindet und ersuchen wir die sämtlichen Mitglieder um pünktliches Erscheinen bei den noch stattfindenden Übungsstunden.
Der Vorstand.

Neue Neustädter Arbeiter-Gesang-Verein
Die Mitglieder, welche an den Aufführungen zu Weihnachten teilnehmen, werden ersucht
Sonnabend den 8. d. M., abends 7 1/2 Uhr
im Vereinslokal zu erscheinen.

Von dem in unserer Zeitung bearbeiteten Roman
Auferstehung
haben wir gebundene Exemplare zum Preise von **1.25** Mark vorrätig.
Buchhandlung Volksstimme
Jakobsstrasse 49.

Zwei Laufburschen
nicht unter 16 Jahren, gesucht
H. Lublin.

1247 **Glasen-Behring** sucht
Aug. Wickmann, Tischlerstr. 15.
G. näh. Nähmaschine für 20 Mk.
zu verkaufen Wandstraße 7, 1 Tr. r.

Kaiser-Panorama
Filiale Berlin-Passage
Magdeburg
Breite Weg 134 I.
3135
altes Stadttheater.

Potsdam
Babelsberg Pfaueninsel
Friedrichskron.
Geöff. v. morgens 9 bis abends 10 Uhr.

Walhalla.
Kurzes Gastspiel
Fritz Steidl
der beste Humorist der Gegenwart.
Ferner:
Venus auf Erden.
Der Schlager der Saison.

Unterröcke Schürzen
in größter Auswahl
Bazar Magdeburg
Jakobs- u. Petersstr.-Ecke
Filialen: Budau, Thienstr. 1
Wilhelmstadt, Arnstr. 2.

Stadt-Theater.
Donnerstag, d. 6. Dezember 1900:
Zum 5. Male:
Eine Nacht in Venedig.
Komische Operette in 3 Akten von
Johann Strauß.

Wilhelm-Theater.
Donnerstag, d. 6. Dezember 1900:
Der Bettelstudent.
* Bernhard Zumbusch soll leben und sein Kruz daneben. Mate mal
* D. d. Geburt e. kräft. Mädchens
wird. hocherzient W. Schulz u. Frau
* Ihr Freunde, dem dicken Gasthof
W. gratulieren Bau u. Hans.
* U. Wasserfall! soll leben und
einen fl. geben.

Olympia
(Früher Circus-Theater.)
Nur noch wenige Tage!

Houdini
der Fesselkönig
(Auftreten gegen 10 Uhr)
und der
einzig und allein
wirklich exzellente
neue
Spielplan!
Vorverkaufskarten gültig.

Beilage zur Volksstimme.

Nr. 284.

Magdeburg, Donnerstag, den 6. Dezember 1900.

11. Jahrgang.

Auf zur Stadtverordnetenstichwahl.

Am Dienstag, den 11., und Mittwoch, den 12. Dezember findet die Stichwahl zwischen den bürgerlichen Kandidaten Bahn und Dupont und unseren Genossen Fabian und Meyer statt. Die Hauptwahl ergab für diese Kandidaten folgendes Resultat:

Architekt Hugo Bahn	2505 Stimmen
Tischlermeister Johann Dupont	2412 "
Schuhmachermeister Wilhelm Meyer 1831	"
Geschäftsführer August Fabian	1817 "

Die absolute Mehrheit betrug 2759 Stimmen. Da diese nur von drei Stadtverordneten erreicht wurde, muß eine Stichwahl stattfinden. Die bürgerlichen Kandidaten sind jetzt schon den Unserigen um circa 600 Stimmen voraus. Das ist ein großer Vorsprung, der nur eingeholt werden kann, bei äußerster Kraftanstrengung der Magdeburger Arbeiterschaft.

Arbeiter, Parteigenossen! Es war bisher immer üblich, daß die Sozialdemokratie, wenn sie etwas unternahm, dann aber auch ihre volle Kraft einsetzte. Dadurch haben wir unsere Erfolge errungen. Noch vor ganz kurzer Zeit hielt man es für ausgeschlossen, daß bei der Stadtverordnetenwahl in der Altstadt Erfolge zu erringen seien. Trotzdem hat die Arbeiterschaft sich an diesen Wahlen beteiligt und bereits hat sie es so weit gebracht, daß zwei ihrer Kandidaten in die Stichwahl gelangt sind. Ein Beweis dafür, daß unsere frühere Ansicht verkehrt war.

Das sollten namentlich alle die bedenken, die im November an der Hauptwahl nicht teilgenommen haben. Ueber 18 000 Wähler sind in der Altstadt vorhanden und von diesen haben nur etwas über 5000 von ihrem Wahlrecht Gebrauch gemacht. Unter den übrigen 13 000 stecken die Reservisten, welche wir noch nötig haben, wenn wir einen Erfolg erringen wollen.

An die Arbeiterschaft Magdeburg ergeht daher die dringende Mahnung, recht eifrig für die Stichwahlen zu agitieren. Der Umstand, daß wir überhaupt zur Stichwahl gekommen sind, giebt denjenigen unrecht, welche da glauben, es niht ja doch nichts, wenn wir auch hingehen und wählen. Nun gilt es, allen Arbeitern begreiflich zu machen, daß wir diesen halben Erfolg zu einem ganzen machen können, wenn nur jeder Arbeiter von seinem Wahlrecht Gebrauch macht. Die Launen und Gleichgültigen müssen aufgerüttelt werden, sie müssen an die Wahlurne heran. Dafür zu sorgen muß die Aufgabe der Klassenbewußten Magdeburger Arbeiter sein.

Die Wahl findet am Dienstag, den 11., und Mittwoch, den 12. Dezember, von morgens 10

Uhr bis abends 7 Uhr in Richards Restaurant, großer Saal, 1 Treppe, statt.

Die Wahlauforderung des Magistrats oder eine andere Legitimation (Steuerzettel usw.) ist mitzubringen. —

Magdeburger Angelegenheiten.

— Zwei Lichtbildervorträge. Am Freitag, den 7. ds. Mis., findet in der Berber Bierhalle auf alleseitigen Wunsch nochmals der Vortrag „Paris und seine Weltausstellung“ statt, nicht „Durch Afriens Wälder“, wie bekannt gegeben war. — Am Sonnabend, den 8. ds. Mis., findet im Luisenpark ein Vortrag über „China, Laos und Siam“ statt. Beide Vorträge werden durch eine Menge farbenprächtiger Lichtbildbilder erläutert und beginnen präzis 8 1/2 Uhr. Wer einen dieser Vortragsabende besuchen will, wird gut thun, sich bald mit einem Billet (20 Pfg.) zu versehen. Kinder zahlen an der Kasse 10 Pfg. —

— Mit der Wohnungsfrage beschäftigte sich der Wilhelmstädter Bezirksverein Kaiser Friedrich. Wie von den freisinnigen Herren nicht anders zu erwarten, wurde die Selbsthilfe als das vorzüglichste Mittel im Kampfe gegen die Wohnungsnot angepriesen. Folgende Resolution wurde angenommen:

Der Wilhelmstädter Bürgerverein Kaiser Friedrich beschließt, zu erklären: 1. Die Erbauung von Arbeiterwohnhäusern durch die Stadt erscheint nicht zweckmäßig. 2. Die Gewährung von Hypotheken an Erbauer von Arbeiterwohnhäusern seitens der Stadt zu den von den städtischen Behörden geplanten Bedingungen ist mit Freuden zu begünstigen. 3. Der Beitritt zum Spar- und Bauverein ist zu empfehlen.

Am Sinne dieser Resolution hatten sich die Herren Raßbach, Meinecke, Görnemann u. a. ausgesprochen. —

— Ueber das vorläufige Ergebnis der Volkszählung für Magdeburg teilt das statistische Amt folgendes mit: Magdeburg hatte am 1. Dezember 229 782 Einwohner. Die Fortschreibung der Bevölkerung schloß am 24. November mit der Zahl 231 239, das ist ein Mehr von 1507. Da nun die Militärbevölkerung seit der Volkszählung von 1895 eine Abnahme um 406 Mann aufweist, die durch die polizeilichen Meldungen nicht zu erfassen war, so beschränkt sich der Unterschied des Gesamtergebnisses gegenüber der Fortschreibung auf etwa 1100 Köpfe. Hält man dieser noch nicht ein halbes Prozent der fortgeschriebenen Bevölkerungszahl darstellenden Abweichung die Tatsache gegenüber, daß seit der vorigen Volkszählung bei nicht weniger als 116 036 abgemeldeten Personen die Angabe des Wegzugsziels fehlte, so ergibt sich, daß von je 100 ohne Angabe des Wegzugsziels gemeldeten Fortzügen 99 hinsichtlich des Verbleibs zutreffend beurteilt waren. Uebrigens ist eine Erhöhung der jetzt durch Zählung ermittelten Bevölkerungszahl auf Grund der Prüfung, der demnächst das gesamte Material im statistischen Amt unterworfen wird, nicht ausgeschlossen. —

— Aus dem Kirchenrat von St. Nicolai. Herr Herrmann über die Praktiken, welche vom Kirchenrat von St. Nicolai bei der „Reinigung“ der Wählerlisten zu den kirchlichen Wahlen ange-

wendet wurden, kam in einer Versammlung des Bürgervereins Neustadt zur Sprache, die am Montag abend in den Nationalkaffeehaus tagte. Vorerst wurde über den Ausgang der Stadtverordnetenwahlen gesprochen und lebhaft bedauert, daß die Mandate der dritten Wählerklasse „den Weg alles Fleisches gegangen seien“. Meistens meinte aber einer der Herren, es sei nicht anders zu erwarten gewesen. Nach dieser trüblichen Einleitung der Versammlung, welche die Ansehungslosigkeit des Kampfes gegen die Sozialdemokratie feststellte, ging man dazu über, das Vorgehen des Gemeindevorstandes und die Erziehung von 65 Namen aus der Wählerliste zu besprechen. Und hierbei erwachte die Kampfeslust unserer „Bürger“ von neuem. Herr Gebel gab, fortwährend von Beifallsrufen und Bravorufen unterbrochen, einen Bericht über die Angelegenheit. Daraus ging hervor, daß der Gemeindevorstand in der Neustadt, auf Grund einer alten vergifteten Verordnung des evangelischen Oberkirchenrates die Streichung der 65 Wähler vorgenommen hat. Diese 65 Wähler sind zum Teil von Herrn Pastor Göring-Alte-Neustadt veranlaßt worden, sich durch letzteren eintragen zu lassen. Die angezogene Verordnung besagt aber, daß die Eintragung nur in den Amtswohnungen des Kirchenrats zu erfolgen hat. Da dieses bei den durch Herrn Pastor Göring übermittelten Personen nicht geschehen ist, sei die Streichung, so meint der Gemeindekirchenrat, gerechtfertigt. Der Vorsitzende will alles gethan haben, um den Konflikt zu vermeiden, gegen die Handlungsweise des Kirchenrats müßte aber auf das schärfste protestiert werden. Das Schwerwiegendste sei, daß eine Prüfung der Wählerlisten unterblieben, sowie daß der Kirchenrat verabsäumt habe, die Gemeindevorstände mit dem Inhalt der alten Verordnung bekannt zu machen. Selbst Herr Pastor Göring soll keine Kenntnis von der Verordnung gehabt haben. In der recht lebhaften Diskussion teilte ein Herr Beer mit, daß ihm am 26. November durch den Kirchenrat die Mitteilung zugegangen, daß sein Name aus der Wählerliste gestrichen sei, wegen es als guter Bürger, der seine Kirchensteuer bezahle, auf das entschiedenste protestieren müsse. Bedauerlich sei, daß ein von Herrn Beer empfohlenes Mitglied der Kirche, Herr Herrmann, diese Protestation des Kirchenrats gutgeheißen habe. (Herr Stadtver. Beer ist nicht anwesend.) Herr Oberprediger Lemme ist, wie er in bewegten Worten schildert, gekommen, um zu der Versammlung ein paar Worte in Frieden zu richten. Der Kirchenrat habe streng gefehlt, indem er diejenigen, welche nicht einmal Lust hätten, einen kleinen Beitrag zur Amtswohnung des Kirchenrats zu machen, seien nicht die richtigen Mitarbeiter für kirchliche Angelegenheiten. Er habe nach einer Ansprache mit Herrn Göring diesem die Hand gegeben und beide hätten sich wieder vertragen. Er wünscht, daß die Disharmonie zwischen Alte und Neue Neustadt verschwinden möge. Weil Herr Stadtver. Schwarzkopf den Redner etwas angelächelt hatte, drohte dieser, daß er das Lokal verlassen werde, wenn der Vorsitzende Herrn Schwarzkopf das Loch nicht verbiete. Herr Schwarzkopf meint, wenn ihm etwas lächerlich vorkomme, dann lache er eben. Im übrigen stellt er fest, daß die gestrichenen Wähler nicht etwa zu faul gewesen seien, sondern der Meinung waren, die Anmeldung bei Herrn Pastor Göring genüge. Er, Redner, gehöre selber zu denen, die auf diese Weise ihre Eintragung bewirkt hätten. Lehzer Hampel sitzt aus, es sei ihm zum Kampf gekommen, als es schiedlich daß in der Alten Neustadt fortgesetzt im Geheimen gewühlt wird. Pastor Göring, mit anhaltendem Beifall empfangen, wollte eigentlich nicht reden, aber — der beste Mensch kann nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt (Lauter Beifall). Redner giebt nunmehr ein anschauliches Bild, wie es in den Sitzungen des Gemeindevorstandes zugehe und wodurch überhaupt die vergiftete Verordnung an das Tageslicht gekommen sei. Wenn der Kirchenrat von den Alten Neustädtern Frieden verlange, so verlange man umgekehrt solchen auch vom Kirchenrat. Redner teilt mit, daß er einen Brief von Herrn Oberprediger Lemme erhalten habe, in dem die Worte vorkommen: „Der Kirchenrat sei es satt, mit sich spielen zu lassen.“ Das gebe zu denken. Im weiteren erklärt Herr Göring, daß er hier in dieser Angelegenheit nicht nur seinen Mann stehle, sondern auch zu den Alten Neustädtern halte. — Die Ausführungen des Alten Neustädter Ehrenhirten wurden mit donnernden Beifallsrufen begleitet, bei denen die alten Kirchenpatriarchen jedesmal ängstlich zusammenzuckten ob der gewaltigen Philippika dieses Gottesmannes. In diesem Tone ging die Diskussion eine ganze Weile fort. Immer neue Schritte wurden herbeigeholt zu dem Scheiterhaufen, auf dem die kirchlichen Leiter verbrannt werden sollten. Ihre vorgebrachten Ent-

Feuilleton.

Ecco ego — Erst komme ich!

Roman von Ernst von Wolzogen.
(6. Fortsetzung.)

Bei hatte sich nun so weit ermuntert, daß er imstande war, seine Schultern durch einen Nuck dem Griff zu entziehen und ärgerlich vor sich hin zu knurren: „Halt's Maul, Lord! Rausch dich!“ Er meinte, es sei die junge Dogge, die ihm die breiten Pranken auf die Schulter gestemmt hätte und dazu so kläglich winselte. Als er sich jedoch abermals und stärker gerüttelt fühlte, wurde er vollends munter, riß mit Anstrengung die Augen auf und richtete sich halb auf.

Da sah er am Kopfende des Kanapees ein kleines, schwächliches Männchen stehen, dessen linke Schulter beträchtlich höher war, als die rechte, und dessen Arme offenartig lang geratet waren. Zwischen den schiefen Schultern sah auf einen viel zu kurzen Hals ein Kopf, der mit seinem lang herabwallenden, seideweichen Blondhaar, dem mädchenhaft zarten Oval des Gesichtes mit den schwermütigen, dunkelbraunen Augen darin, der großen, schlanken Nase und dem feingebildeten Mund schön zu nennen gewesen wäre, wenn nicht die krankhafte Blässe der Haut ihm solch ein wächsernes Ansehen gegeben und der dünne Bartwuchs den Eindruck der Verwahrlosung hervorgerufen hätte. Das Männchen trat einen Schritt weiter vor, schlenkerte aufgeregt mit den langen Armen, riß die Augen drohend weit auf und stieß abermals sein unheimliches „Aahh! Huch! Huch!“ hervor.

Aribert hielt sich die Ohren zu. Das Geschrei drang ihm durch Mark und Bein. Dieses Halbtier war sein älterer Bruder, Friedrich Karl von Klinckenberg! Von Rechts wegen hätte der Herr auf Streben sein müssen, denn es war bisher bei den Klinckenbergs immer so gehalten worden, daß der älteste Sohn den Grundbesitz übernahm und die jüngeren in die Armee oder in den Staatsdienst traten. Aber bei Friedrich Karl war an dergleichen natürlich nicht zu denken gewesen. Er war taubstumm von Geburt an, die Schiefheit hatte erst später als Folge unvernünftiger Behandlung des rachitischen Kindes eingestellt. Daß aus dem armen Kerk doch nie etwas werden könne, und daß seine geistigen Fähig-

keiten wohl ebensowenig entwicklungsfähig bleiben würden, wie sein Körper, das hatte seine Familie von vornherein als selbstverständlich angenommen und sich deshalb auch seine Erziehung weder viel Sorge, noch viel Geld kosten lassen. Sie hatten ihn in einem Taubstummen-Institut Lesen und Schreiben und einige Handfertigkeiten lernen, und ihn dann sich selbst überlassen. So hatte er nun schon an zwanzig Jahre auf Streben in der großen Dachstube im östlichen Winkel. Da hatte er seine Bücher, seine Korbwaren, seine Gläser und Retorten und seine größtenteils selbst zurechtgebastelten physikalischen Apparate. Um seine angeblichen wissenschaftlichen Arbeiten bekümmerte sich kein Mensch. Friedrich behauptete nämlich immer, einer großen Erfindung auf der Spur zu sein, aber die Seinigen lächelten nur dazu und hielten ihn für einen kindischen armen Narren. Sie schalteten ihn höchstens einmal aus, wenn er immer sein ganzes spärliches Taschengeld für Bücher, Handwerkszeug, Chemikalien und dergl. ausgab, statt zu einem neuen Anzug zu sparen; denn er lief wirklich zum Skandal der Menschheit herum mit seinen fadenhäutigen Röcken und unten ausgefransten Hosens. Er bekam regelmäßig zu seinem Geburtstag ein Paar Stiefel und zu Weihnachten Kleidungsstücke oder Wäsche geschenkt. Und damit hielt er das ganze Jahr durch aus, und war zufrieden, wenn man ihn nur möglichst wenig störte. Er kam oft, besonders im Winter, wochenlang nicht aus seiner „Nisthude“, wie Aribert sein Zimmer nannte, heraus und nur an schönen Sommertagen liebte er es, durch den nahen Kiefernwald zu streifen und sich auf der Heide stundenlang zu sonnen. In der Familie erschien er nur zu den Mahlzeiten, und auch die ließ er sich noch oft genug auf sein Zimmer bringen. Wenn vollends Gäste im Hause waren, ließ er sich niemals blicken. Das alte Tanten und seine Schwester Karola meinten es noch am besten mit ihm. Tante Lollo erquückte ihn mit geistlichen Speise, indem sie ihm Predigten und Traktäten, pastoral-Sonntagsblätter und Missionsberichte zur Lektüre brachte. Er war nämlich durchaus nicht dazu zu bewegen, die Kirche zu besuchen; man konnte ihn doch nicht in seiner Weltvergessenheit wie in einen armen, blinden Heiden dahinführen lassen! Tante Lollo glaubte, daß Friedrich Karl ihre frommen Schriften gewissenhaft lese und eine angemessene Erbauung daraus beziehe. Damit gab sie sich zufrieden und

schloß den Unglücklichen noch zum Ueberfluß in ihr Nachgebek ein, um ihn doch einigermaßen der Gnadenmittel teilhaftig werden zu lassen. Seine Mutter aber, Schwester Eva und Aribert hatten es nicht einmal der Mühe für wert gehalten, sich einige Übung in der Fingersprache anzueignen, so daß sie nur mittelst der Schreibtafel mit ihm verkehren konnten.

Aribert sah also auf dem Kanapee, hielt sich die Ohren zu und irrte seinen Bruder mit finstern gerunzelter Stirn. „Sör' doch mit dem ekelhaften Geschrei auf!“ heulte er ihm an, indem er ungeduldig mit dem Stiefelabsatz auf das schon fast haarlose Nackenfleisch zu seinen Füßen losstieß. „Was willst Du denn? Was jagst Du einem denn solchen Schreck ein? Siehst Du denn nicht, daß ich zu thun habe?“

Friedrich Karl begann eifrig mit den Fingern zu reden und stieß dabei martialisierende Laute aus, wie um dadurch einzelnen Worten einen besonderen Nachdruck zu verleihen.

Aribert quakte ihm verschlafen auf die Finger, aber so schnell vermochte er nicht zu folgen. Er machte daher die Gebärde des Schreibens, worauf Friedrich Karl sofort eine kleine Schiefertafel aus seiner Brusttasche zog und sie hastig zu befräseln begann. Während er schrieb, steckte sich Aribert eine von seinen krummen und grünfleckigen Cigaretten an und qualmte aus Leibesträften zur Perhütung seiner Nerven; übrigens hoffte er dadurch auch die Audienz abzukürzen, die er seinem Bruder schließlich doch gewähren mußte; denn der war etwas schwach auf der Brust und konnte den Tabakqualm nicht aushalten.

„Na, zeig' mal her, was hast Du denn da für'n langen Salin zusammengeklaubt?“ brummte er, als ihm der Bruder das heiderseitig mit enger Schrift bedeckte Täfelchen hinreichte. Er trat damit ans Fenster und buchstabierte sich mühsam — denn Friedrich Karl schrieb sehr schlecht und bediente sich zudem vieler Abkürzungen und Auslassungen — folgendes zusammen: „Tante mir alles gesagt. Du heiratest oder alles bankergott. Streben verkaufen. Mir alles fortnehmen, kann verhängern. Du bist dumm. Ich Familie otten. („Ich“ war dreimal unterstrichen.) Ich große Erfindung, viel, viel Geld; muß mir zweihundert Thaler geben nur. Gleich Berlin reifen. Du brauchst nicht heiraten.“ Das war alles.

(Fortsetzung folgt.)

Druckerei Nr. 3 des Nobotnik (der Arbeiter). Möge es mireren braven Genossen gelingen, ihren Schlupfwinkel recht lange vor den polizeilichen Spürnasen zu verbergen. —

Gewerkschaftliche Arbeiterbewegung.

Die Gärtnere Verkins sind in eine Lohnbewegung eingetreten. —

Die Firma Vorwerk u. Sohn in Barmen reduzierte die Löhne und eröffnete darauf mehreren Arbeiterinnen: wenn sie nicht zu den herabgesetzten Löhnen weiterarbeiten, sondern streiken würden, die Folge wäre, daß sie 3 Monate keine Arbeit mehr bekämen. Der Mann wird nun selbstverständlich seitens der Staatsanwaltschaft eine Anklage erhalten und auch verurteilt werden durch die Gerichte. Liegt hier doch ein Delikt vor, welches von Arbeitern begangen, sehr schwer bestraft wird. —

In Paris reifen etwa 1500 Droschkentischer der Großen Pariser Droschken-Gesellschaft ihre Forderungen gehen dahin, den hohen Durchschnittsatz von 15 Frank, welchen jeder Droschkentischer pro Tag an die Direktion zu zahlen hat, herabzusetzen. —

Der Streik der Spitzenweber in Calais dauert un- verändert fort. Die gutfundierte Organisation zahlt jede Woche etwa 32 000 Frank Streikunterstützung aus. Die Spitzenweber von Nottingham haben beschlossen, ihren Kollegen von Calais 25 000 Frank vorzuschicken, ferner sie während der Dauer des Streiks pro Woche mit 1250 Frank zu unterstützen. —

Soziales.

Arbeitslorenzählungen durch die Gewerkschaften. Der Arbeitsmarkt teilt mit: Eine größere Anzahl von Gewerkschaftskartellen hat sich bereits mit der Frage beschäftigt, was die Arbeiter-Organisationen zu einer richtigen und frühzeitigen Erkenntnis von Veränderungen in der Lage des Arbeitsmarktes beitragen können. In Öbshütz i. S. wird ein ausführlicher Fragebogen verteilt, der von jedem Betriebe alle 14 Tage erneut feilstellen soll, ob Arbeitsstellen offen gelassen werden, Verkürzungen stattfinden u. Beschlossen sind Arbeitslorenzählungen in Essen und Stuttgart. Anträge liegen z. Bt. vor in den Gewerkschaftskartellen von M.-Glabach, Nixdorf, Schwabach. In Stettin ist beschlossen, die Frage auf die Tagesordnung der nächsten Kartellversammlung zu setzen. In dem Gewerkschaftskartell für den Plauenschen Grund (Potschappel) stützt die Zählung auf die Schwierigkeit, daß der Kartellbezirk sehr weit verzweigt ist; es wurde beschlossen, die Arbeitslorenzählung vorzunehmen, aber nur einmal in der Mitte des Winters. In Oberhausen, Traunschweig und Elmshorn werden regelmäßige Berichterstattungen, unter Mitwirkung der einzelnen Gewerkschaften, insbesondere über auffällige Veränderungen (zahlreiche Entlassungen oder Neueinstellungen, Arbeitszeit-Verkürzungen, Lohnreduktionen) stattfinden. Die Berliner Gewerkschaftskommission hatte den Gegenstand auf die Tagesordnung einer ihrer letzten Sitzungen gesetzt. Nach einem Referat von Dr. Jastrow-Charlottenburg, welches die Notwendigkeit regelmäßiger Zählungen und regelmäßiger Berichterstattung betonte, und nach einer ausführlichen Debatte, in welcher der Vorsitzende der Kommission, Körsten, dafür eintrat, daß die Kartelle diese Aufgabe selbst in die Hand nehmen, wurde folgende Resolution gefaßt:

„Die Delegierten der Berliner Gewerkschaftskommission erklären sich mit den Referenten einverstanden. Sie sehen in der Arbeitslorenzählung eine sozialpolitische Notwendigkeit, um die zeitweisen wirtschaftlichen Niedergänge besser feststellen zu können. Sie verpflichten sich deshalb, zu dieser Frage innerhalb ihrer Gewerkschaft Stellung zu nehmen und das Ergebnis an die Berliner Gewerkschaftskommission gelangen zu lassen. Ueber das Ergebnis der Arbeitslorenzählung hat das Bureau der Berliner Gewerkschaftskommission laufend Statistik zu führen.“

Kleine Chronik.

Arbeiterrisiko.

In der Dampf-Buchbinderei von Barthel in Leipzig plakte ein Dampfrohr. Fünf Arbeiter wurden schwer verletzt im Krankenhaus untergebracht. —

Jugendliche Mörderin.

Ein achtjähriges Mädchen in Lilla ermordete ein 2 1/2-jähriges Mädchen, um ihm Kuchen zu rauben. Die junge Mörderin lockte das Opfer in ihre Wohnung, stieß ihm ein Schustermesser in den Bauch und suchte die Leiche in einer Kiste zu verbergen. —

Eine Lawine.

Durch Abbruch einer Lawine von der sogenannten Scharl-Wand in Engadin wurden drei junge Leute aus den umliegenden Ortschaften in die Tiefe aeriffen. Zwei sind tot, der dritte konnte aerettet werden. —

Brandstiftung.

In Herrliberg bei Zürich wurde in der letzten Nacht an sechs verschiedenen Orten Feuer angelegt. Fünf Scheunen und ein Wohnhaus sind abgebrannt. Der Brandstifter ist der aufgeregten Bevölkerung entwischt. —

Grausiger Mord.

Dienstag vormittag wurde mitten in der Rue des Patrieres im Stadtviertel St. Denis, Paris, die verstümmelte Leiche eines in Stücke geschnittenen Mannes entdeckt, die in eine Decke gewickelt war. Auf dem Bete Lachaise fanden Schulfinder Leichenteile, die sich als zu dem obigen Funde gehörig erwiesen. Nach dem ärztlichen Befund ist das Opfer ein junger Mensch von 16—18 Jahren.

Sturm in Bosporus.

Im Bosporus richtete ein großer Orkan enormen Schaden an. Ein türkischer und ein griechischer Dampfer scheiterten. Zahlreiche Barken sanken, verschiedene Wohnhäuser wurden zerstört. Mehrere Personen sind verletzt und getötet worden. —

Gerichts-zeitung.

Schwurgericht Magdeburg.

Sitzung vom 4. Dezember 1900.

Aus einem Pfarrhause. In nichtöffentlicher Sitzung hatten sich wegen wissenschaftlichen Meinendes bezw. auch wissenschaftlich falscher Anschuldigungen zu verantworten: 1. die

Gefrau des früheren Pastors Theodor Heinemann früher zu Ströckern, 2. der Lehrer Carl Strebe zu Ströckern, geboren am 21. Mai 1868 zu Bunsdorf. Frau Biette Heinemann ist 88 Jahr alt, steht aber weit jünger aus. Sie ist die Tochter eines Apothekers zu Dürrenberg a. S. und hat jung den weit älteren, jetzt bereits als schneeweißen Greis erscheinenden Pastor Heinemann geheiratet. Da der Lebenswandel, den die junge Frau Pastor führte, zur Klärung des Thatbestandes beleuchtet werden mußte, erschien im Interesse der Sittlichkeit der Ausschluß der Öffentlichkeit geboten und zwar vor Verlesung des Beschlusses, was zur Folge hatte, daß sowohl Publikum als auch die Vertreter der Presse den Saal verließen. Pastor H. hatte sich ihres Betragen wegen von seiner Frau getrennt, als aber das Strafverfahren wegen Meineides gegen sie eingeleitet wurde, kehrte sie zu ihrem Manne zurück und hat bis zu ihrer Verhaftung wieder mit ihm gelebt. Er ist auch heute zu ihrem Bestande erschienen.

Die angeblich falschen Eide hat Frau Heinemann teilweise vor dem Amtsgericht zu Halle a. S. teilweise vor der Strafkammer 3 des hiesigen Landgerichts in den Privatklagen Strebe wider Stahlberg und Strebe wider Zander geleistet. Den fünften fraglichen Eid hat die Angeklagte in dem wider Strebe eingeleiteten Disziplinarverfahren vor dem Konsistorium geleistet. Der wissenschaftlich falschen Anschuldigung soll sich Strebe durch Anstellung der erwähnten Privatklagen schuldig gemacht haben.

Die heutige Verhandlung wurde nachmittags 4 Uhr abgebrochen.

Fortsetzung morgen und folgende Tage.

Landgericht Magdeburg.

Sitzung vom 3. Dezember 1900.

Wegen Vergehens gegen das Gebrauchsmuster-gesetz sind angeklagt: 1. der Betriebsdirektor Carl Hoyer zu Schönebeck, 2. der Betriebsdirektor Walter Glahn daselbst, 3. der Obermeister Oskar Eilenberger zu Leipzig. Sie ließen im Jahre 1899 in dem von ihnen geleiteten Fahrradwerke auch Musikwerke herstellen und benutzten dabei zwei patentierte Gebrauchsmuster der Firma Bauer u. Co. in Leipzig. Der Gerichtshof erachtete auf Grund der Verhandlung nicht für erwiesen, daß Hoyer und Glahn wissenschaftlich die Gebrauchsmuster benutzt hatten und sprach sie deshalb frei. Dagegen wurde Eilenberger zu 100 Mark Geldstrafe verurteilt und der geschädigten Firma die Publikationsbefugnis zugesprochen. —

Fahrlässige Körperverletzung. Der Brunnennachmeister Paul Unger hier, geboren 1865, ließ am 1. Dezember 1899 an der Ecke der Ring- und Steinfußstraße Thonröhren legen und einen längeren 4 Meter tiefen Schacht graben, den er nicht absteifte. Am 8. Dezember rutschte das Erdreich und zwei Arbeiter wurden bis zum Knie mit Erde bedeckt. Nummehr ordnete Unger an, daß der Schacht von oben abgesteift werde, bildete dann aber, daß seine Arbeiter gegen seinen Befehl von unten absteiften. Dabei stürzte das obere Erdreich an und verschüttete den Arbeiter Wilhelm Potasch, der an Brust, Kopf und Schultern erhebliche Verletzungen davontrug und 14 Tage lang arbeitsunfähig war. Dem wegen fahrlässiger Körperverletzung Angeklagten wird zur Last gelegt, er habe beim Ausklopfen das Erdreich nicht untersucht, sich nicht darüber orientiert, daß in derselben Richtung kurz zuvor ein Graben zur Legung von Wasserrohren gezogen war, und daß er nicht von vornherein von oben abgesteift habe. Der Angeklagte stellte jede Schuld in Abrede, wurde aber durch das Beweisergebnis überführt und mit 50 Mark Geldstrafe eventuell 10 Tagen Gefängnis belegt. —

Intellektuelle Urkundenfälschung. Der Arbeiter Wilhelm Ginge hier, geboren 1871, gab am 30. Mai 1899 beim Standesbeamten die falsche eidesstattliche Versicherung ab, daß aus seiner ersten Ehe Kinder nicht vorhanden seien. Nach der Eheversteigerung am 15. Juni 1899 erklärte er ferner vor dem Standesamte fälschlich, das uneheliche Kind seiner Frau sei von ihm erzeugt und erkannte es als sein eheliches Kind an. Ginge erhielt wegen Abgabe der falschen eidesstattlichen Versicherung, intellektueller Urkundenfälschung und Veränderung des Personenstandes in Anbetracht der Vorstrafen einen Monat 3 Tage Gefängnis. —

Diebstahl. Der Laubfursche Karl Deinert hier, geboren 1885, war Lehrling bei dem Fahrradhändler Walter Zädel und stahl ihm in der Zeit vom April bis Ende Juni d. J. fortgesetzt Geld, im ganzen etwa 97 Mark aus der unverschlossenen Ladentasse. Ferner nahm er als Verkäufer von den Kindern kleinere Rechnungsbeträge in Empfang und legte davon 27 Mark nicht in die Kasse. Auch wenn er Fahrradteile verkaufte, behielt er in einigen Fällen von den Erlösen Geld zurück und steckte es in seine Tasche. Der Angeklagte verpraßte hinterher das Geld. Ihn trafen wegen Diebstahls und Untreue zufällig zwei Monate Gefängnis. —

Prozeß Sternberg.

Erste Zeugin ist die Zeugin Ehler. Bekanntlich ist die Ehler diejenige, die ursprünglich gesagt hatte, Sternberg sei der Mann, mit dem sie zu thun gehabt habe, während sie dann in der jetzigen Hauptverhandlung zuerst das Gegenteil behauptet und endlich auf den ersten Vorhalt des Staatsanwalts plötzlich unter Thränen erklärte, daß Sternberg der Mann doch sei.

Wieder ein Umfall.

Jetzt erklärt sie: Was ich zuletzt gesagt habe, ist nicht wahr: was ich früher gesagt habe, ist wahr: Ich kenne Herrn Sternberg nicht, ich habe mit ihm nichts zu thun gehabt. Zeugin behauptet, sie hätte die Beschuldigung gegen Sternberg auch nicht erhoben, wenn nicht Herr Stierstädter gesagt hätte: sie solle nur sagen, Sternberg sei es. — Präsi.: Wie sollte denn Herr Stierstädter dazu gekommen sein? — Zeugin: Er hat ge-

sagt, ich trüge Geld, wenn ich so aussage. — Präsi.: Das glauben Sie doch wohl selber nicht. Herr Stierstädter ist ein doch nicht übermäßig besoldeter Beamter und der Staat macht es doch nicht so, wie andere Leute, daß er Leuten für ihre Aussagen Geld verspricht. Wir leben doch in Preußen! — Zeugin: Herr Stierstädter hat mir gesagt, er wolle in eine höhere Stelle kommen und mir dann von seinen größeren Einkünften Geld geben. Meine Mutter war ja auch noch dabei, als Herr Stierstädter mir zuredete. — Präsi.: Ihre Mutter soll geisteskrank sein, diese können wir also nicht vernehmen. Warum haben Sie das, was Sie heute gegen Herrn Stierstädter behaupten, nicht früher ausgesagt? — Zeugin: Ich wollte Herrn Stierstädter keine Unannehmlichkeiten machen. — Zeuge Stierstädter erklärt die Behauptungen der Zeugin für absolut falsch und erfunden. — Die Zeugin Ehler behauptet mit erhobener Stimme und besonderem Nachdruck: Es ist doch wahr! Sie haben ja auch gesagt, ich solle meinen Vater aufheben, daß er den Strafantrag stellt. — Zeuge Stierstädter: Das ist nicht wahr! — Zeugin Ehler (seufzend): Es ist doch wahr! — Der Präsident verbitet sich den brüsten Ton und droht mit einer Ordnungstrafe. — Der Vorsitzende betont, es sei sehr auffallend, daß dies Umfallen der Zeugin mit der Thatsache zusammenfalle, daß ein an jenem Tage thätig gewesener Hilfstransporteur mit der Ehler — wie festgestellt worden — nach der Sitzung vorübergehend in einem Restaurationslokal gewesen ist. Die Zeugin bestreitet, daß dieser Hilfstransporteur irgendwie auf sie eingewirkt habe. Auf Vorhalt des Rechtsanwalts Dr. Werthauer wiederholt die Zeugin, daß sie nie in der Fischerschen Wohnung gewesen sei. Derjenige Mann, von dem sie zum ersten Male verborgen worden sei, sei Herr Sternberg nicht gewesen, sondern ein Mann namens Müller, der jetzt in Amerika sei. (Geisterzeit.)

Zeuge Ehler, der Vater des Mädchens bestätigt, daß seine Tochter überhaupt nicht bei der Fischer gewesen ist. Der Zeuge meint, daß Herr Stierstädter auch ihm gegenüber den Versuch gemacht habe, ihm etwas zu suggerieren. — Die Zeugin Schnörrwange bleibt auf Verfragen dabei, daß sie mit Herrn Sternberg bei der Fischer zu thun gehabt habe. Sie will auch beides, daß sie der Ehler eine Beschreibung der Fischerschen Wohnung gegeben habe.

Darauf erklärt der Staatsanwalt, der Bruder des klaglichen Angeklagten Lippa sei in den Verdacht gekommen, der

Kapitän Wilson

zu sein. Er beantrage, den betreffenden Herrn Lippa sofort mit einigen Zeugen zu konfrontieren. Die Callis erklärt, Herrn Lippa nicht zu kennen. Die Zeugin Ehler behauptet, in Herrn Lippa „Herrn Wilson“ wieder zu erkennen. Er sei derselbe Herr, der ihr zweimal Geld gegeben habe. Wiederholte Vorhaltungen des Vorsitzenden beantwortet die Ehler mit Lächeln. — Vors.: Sie lachen wieder. Das ist immer das Endresultat Ihrer Aussagen, daß Sie lachen. — Die zu diesem Punkt vorgeschickte Zeugin Hausmann erklärt mit Bestimmtheit, daß Herr Lippa entschieden nicht der Kapitän Wilson sei. Herr Lippa, der erklärt, daß er Kaffierer in der Radeberger Brauerei sei, wird hierauf entlassen.

Eine Briefgeschichte.

Es wird nun in eine Erörterung über folgenden, von der Staatsbürger-Zeitung veröffentlichten Brief des Fräulein Plath an Herrn Arndt eingetreten: „Können Sie morgen früh ermitteln, ob Herr J. W. einen folgender Reichsgerichtsräte kennt und mir eventuell eine Empfehlung an einen derselben mitgibt: Vors. v. Wilow, Schmalz, Wöhrich, Hoffen, Müntes, Dummreicher, Peters. — Wir sind Reisepesen für eine Unterredung 2 Wille zugesagt.“

Rechtsanwalt Dr. Werthauer erklärt hierzu: Fräulein Plath habe jetzt auf Verlangen angegeben, Lippa habe für denjenigen, der nach Leipzig reist, 2 Wille in Aussicht gestellt. Als Fräulein Plath zu ihm (Dr. W.) hingekommen, habe sie gesagt, sie bekomme für die ganze Sache nicht einen Pfennig, sie habe also offenbar diese ganz interne Sache zwischen Fräulein Plath und Herrn Lippa ihm gegenüber geheim gehalten. Von jenem Briefe an Arndt habe er nicht das geringste gekannt, was er darüber gehört, habe er alles erst nach dem Artikel der Staatsbürger-Zeitung vom Körensagen erfahren. — Präsi.: Nachdem Sie nun den Brief kennen, muß ich fragen, ob sie bei ihrem neulich bekundeten sehr günstigen Urteil über Fräulein Plath verbleiben. — Dr. W.: Ich muß danach das Urteil natürlich modifizieren. Weiter erklärt Dr. Werthauer ganz entschieden, weder von ihm noch aus seinem Bureau sei auch nur ein Pfennig für die Sternbergsache verausgabt worden. Der Bewährmann der Staatsbürger-Zeitung Arndt muß schließlich zugeben, daß er für die von ihm anonym ausgesprochene Beschuldigung, der Rechtsanwalt Werthauer habe die Zeugin Fräulein Pfeffer beeinflusst, keine weiteren Inhaltspunkte habe, als daß er sie einmal in dessen Wartezimmer getroffen

Fräulein Plath,

die hierauf vernommen wird, erklärt, die Behauptungen Arndts im wesentlichen für unwahr. Der von der Staatsbürger-Zeitung veröffentlichte Brief, wonach sie für eine Reise nach Leipzig behufs Einwirkung auf die Reichsgerichtsräte 2000 Mark erhalten hätte, sei ihr von Arndt diktiert, um angeblich dadurch den Rechtsanwalt Werthauer zur Anfertigung eines Gnadengesuchs zu bestimmen; sie sei nicht nach Leipzig gefahren und habe keinen Pfennig erhalten, Frau v. Gräfe sei eine Nachbarin von ihr, sie habe mit der Sternbergsache nicht das geringste zu thun, als sie einmal eine Andeutung gemacht habe, habe sie von ihr eine Abweisung erduldet. Das Vorgehen Arndts erklärt die Zeugin mit dem Scheitern seiner Hoffnungen auf einen Anteil an 50 000 Mark, die nach seiner Meinung in der Sternbergsache zu verdienen seien. Zeuge Arndt bleibt dem gegenüber bei all seinen Angaben. Die Zeugin meint dagegen, daß der Zeuge sich das

